



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.
 Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1916. * Nr. 22

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Blis.
 (Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ach, mein Schatz, das war bei den alten Indiern Sitte,“ rief er burschikos, „für uns moderne Leute gilt die alte Weisheit nicht mehr. — Was hab' ich denn für Freude, wenn ich dich zu Hause wie ein Juwel hüte und ängstlich verberge? Die größte Freude selbst kann zum werden, wenn man sie tagtäglich genießen kann — das so in der menschlichen Natur; — ehst, wenn ich sehe, andere dich bewundern und an deiner Schönheit sich dann weiß ich dich doppelt zu schätzen, und dann kommt herrliche Gefühl: dies schöne Frauchen gehört mir, mir

dem man diese seltene Schönheit zum ersten Male kennen lernte. Galant bot er Francesca den Arm und führte sie durch die Pracht- und Brinträume seines Hauses, um ihr all seine seltenen Kunstschätze und Kostbarkeiten zu zeigen.

Anfangs folgte die junge Frau ihm ein wenig angstvoll, dann aber, als ihr staunendes Auge von einer Bewunderung zur anderen glitt, vergaß sie alle Befangenheit und gab sich ganz dem verblüffenden Eindruck hin, den diese Kunstsammlung auf sie machte.

„Sie haben sich ja eine schier fürstliche Pracht hierher gezaubert,“ erklärte sie ihm mit naiver Freude, — „wenn ich alle diese herrlichen Seidenstoffe und Stidereien und Malereien und alle diese seltenen Waffen und Schmuckstücke sehe, muß ich mich unwillkürlich in ein buntes Märchen aus dem Orient hineinträumen. Nie habe ich so viel Schönes zusammen vereint gesehen wie bei Ihnen, Herr Konsul.“

Ihnen, Herr Konsul.“

Geschmeichelt und befriedigt dankte er. —

Dann sagte er mit ganz leichtem Sarkasmus: „Und doch, meine

Gnädigste, doch ist alles das nur halb und unvollständig, denn die Perle, die Krone dieses Ganzen, fehlt mir leider noch immer.“

Sie verstand ihn nicht.

Darief er in leichter Erregung: „Eine Frau, eine schöne, liebe Hausfrau fehlt mir, die diesen Räumen erst ihr Gepräge gäbe.“

Lächelnd und offenerzig

sah Francesca ihn an: „Das ist doch sicher

nur ein Scherz von Ihnen, Herr Konsul, wenn Sie ernsthaft wollten, würden Sie doch gewiß Auswahl genug haben.“

„Sicher, Gnädige, an Frauen mangelt es durchaus nicht, nur finde ich leider nicht die Frau, die ich haben möchte, — das ist es!“

„Freilich, wenn Sie zu viel Ansprüche stellen.“

„Das tue ich durchaus nicht!“



Osterreichisch-ungarischer Truppentransport über den Sturarisee. Weltpress-Photo.

nie hatte man in diesen Kreisen eine Frau gefunden, die so edel reine Schönheit und so vornehme, schlichte vereinigten. — Ruhig und mit naiver Liebenswürdigkeit Francesca allen entgegen, und so erwarb sie sich die Gunst der Menge. Alles schwärmte für sie. — Konsul Bertram stand vor Stolz und Freude, daß sein Haus es war, in

„Alles Gute vereinigt kann man im Leben nicht haben.“
Leicht erstaunt blickte er sie an. — „Ach, meine Gnädigste, das klingt für eine junge Gattin beinahe etwas resigniert.“

Erschrocken sah sie auf. Was hatte sie gesagt? Mein Gott! Doch nicht etwas verraten, was tief, tief in ihrer Seele ruhen sollte? Doch schnell beherrschte sie sich, zwang sich ein Lächeln auf und erwiderte: „Ich glaube, Herr Konsul, Sie haben mehr gehört, als ich gesagt habe, — ich sprach hier von allgemeinen, nicht von speziellen Fällen.“

Auch er ging auf den scherzhaften Ton sofort ein: „Dann bitte ich tausendmal um Verzeihung! Es ist eben eine schlechte Angewohnheit alternder Junggejellen, daß sie gerade in solchen Dingen manchmal etwas feinhörig sein wollen.“

Jetzt lachten beide und gingen plaudernd weiter.

Als sie im nächsten Raume waren, rief sie ganz entzückt: „Hier ist es aber am schönsten, hier ist es direkt traulich und anheimelnd.“

Freudig nickte er. — „Und hier gedenke ich Ihr neues Bild aufzuhängen.“

Sie schwieg. Ihr Herz pochte schnell.

Langsam sprach er weiter: „In diesem Raume fühle auch ich mich am wohlsten, hierher komme ich, wenn ich vor der Welt flüchten und mit mir allein sein will. Deshalb lasse ich hier Ihr Bild aufhängen.“

Sie fühlte, wie sie errötete — sie konnte es nicht hindern. „Wissen Sie, weshalb ich gerade dies Bild von Ihrem Manne gekauft habe?“ fragte er schnell und leise.

Schweigend und bebend sah sie ihn an.

„Weil ich Ihr Bild immer vor mir haben will, weil ich es keinem anderen gönne!“ Mit lodernden Blicken sah er sie an.

Da preßte sie die Lippen zusammen, machte sich stark und fest und ging ruhig weiter.

„Zürnen Sie mir, gnädige Frau?“ bat er leise.

Sie antwortete nichts.

„Darf ich als Mann nicht der reinen Schönheit einer edlen Frau meine Huldigung darbringen?“ bat er flehend weiter.

Auch jetzt noch schwieg sie.

Und nun kamen andere Leute hinzu, so daß die peinliche Lage ein Ende fand.

Von dem Augenblick an wich Francesca nicht mehr von Brunos Seite, und früher, als es ihm lieb war, drängte sie zum Heimgehen.

Nur sehr ungern ging er schon.

Erst, als sie verriet, daß sie sich gar nicht wohl fühle und beinahe einer Ohnmacht nahe war, da erst verabschiedete er sich.

„Das ist wirklich schade, daß du gerade jetzt so unpäplich sein mußt!“ sagte er mit ganz leichter Verstimmung, — „ich war gerade im besten Zuge, mir neue Freunde zu machen. Während du mit dem Konsul das Haus besahest, habe ich drei neue Bilder bestellt bekommen, und schließlich hat mir der Konsul sein Porträt auch noch bestellt. — Übrigens, ein entzückender Mensch, dieser Konsul. Bitte, Schatz, behandle ihn doch recht nett und freundlich, denn du siehst doch ein, wieviel es uns nützen kann, nicht wahr?“

Sie schwieg, drückte den Kopf ins Polster des Wagens und preßte den Seidenschal ans Gesicht, das brennend heiß war.

Da erst bemerkte er, daß sie angegriffen war. „Fehlt dir denn etwas, Schatz?“ bat er nun dringend. Soll ich den Arzt holen?“

Doch sie lehnte alles ab. „Nur Ruhe brauche ich; es wird schon besser werden.“ Aber von dem, was sie heute erlebt hatte, sagte sie kein Wort, — sie konnte es nicht.

9.

Nun kam es genau so, wie Bruno es erhofft hatte: die Einladungen hagelten nur so ins Haus. Jede Familie, die eine Rolle in der Gesellschaft spielen wollte, erachtete es als eine Ehrenpflicht, den Maler und seine schöne Frau ihren Gästen vorzustellen.

Ein Fest jagte das andere, und ein Fest glich dem anderen: dieselben Menschen, dieselben Redensarten, ja sogar dieselbe Speisefolge auf den Tischlatten.

Nach vierzehn Tagen erklärte Francesca ihrem Mann: „Wenn das so weiter geht, sind wir bald franke Leute; ich wenigstens bin jetzt schon so nervös, daß ich kaum ein paar Stunden ruhig schlafen kann.“

Und diesmal gab er ihr recht. Lächelnd zog er sie in seinen Arm, koste mit ihr und sagte: „Hab keine Angst, mein Schatz, auch ich habe vorerst genug von dem Kummel. In den nächsten Tagen packen wir und reisen aus, und dann bleiben wir den ganzen Sommer über fort.“

Dankbar und zufrieden küßte sie ihn.

Auch er war vollauf zufrieden. Sein Zweck war vorerst erreicht. Sie waren eingeführt, hatten sich eine gesellschaftliche Stellung gemacht, und er hatte die Tasche voller Aufträge.

Schon in acht Tagen fuhren sie fort. Vorerst ging es nach dem Harz, nach dem schönen, idyllischen Eisenburg, denn er hatte für zwei seiner Auftraggeber das Aletal zu malen.

Und hier erst atmete Francesca auf, hier erst fand sie die Freiheit ihrer Seele wieder.

Während Bruno saß und fleißig malte, wanderte und sah sich die Umgegend an. Und staunend stand sie oft und bewunderte den herrlichen Buchenwald, — so etwas hatte sie unten in ihrer Heimat und auch am Gardasee nicht.

Einmal, als sie nach dem Aletstein hinauf gewandert, oben auf einer kleinen Steinbank rastete, bekam sie einen solchen Schred: in einem auf sie zukommenden Herrn glaubte sie den Konsul Vertram zu erkennen. Aber der Schreck war es war ein fremder Herr. Doch ihre Gedanken waren dem Konsul. Immer wieder fragte sie sich, was daraus sollte. Und bei dem Gedanken, daß dieser Mann nur ein Bild vor sich hängen hatte, errötete sie fast. Aber dennoch sie nicht, ihrem Mann zu sagen, was sie so ängstigte.

Und Bruno ahnte auch nicht das geringste, er war in Laune, weil alles so glücklich gegangen war, und weil neuen Arbeiten so flott vorstatten gingen, daß er mit rosigem Gesicht in die Welt sah und nichts von Kummer aufkommen ließ.

Vier Wochen lang blieben sie da. Dann kam der Herbst, der Sommergäste, denn die großen Ferien hatten begonnen, da entflohen sie schnell dem Trubel.

Nun reisten sie an die See, denn auch ein Marinestudio Bruno zu malen. Diesmal gingen sie aber in ein ganz medienburgisches Fischerdorf, wo sie vor dem Lärm und dem Lärm sicher waren. Und Anfang September kehrten sie wieder kräftig nach Berlin zurück.

Einer der ersten, der seine Aufmerksamkeit machte, war der Herr Vertram. Er hatte es plötzlich sehr eilig mit dem Bedrängnis darauf, daß mit den Sitzungen sogleich begonnen werden könnten.

Natürlich war Bruno sofort bereit und traf die notwendigen Vorbereitungen. — Von nun an kam er dann jeden Tag zwei Stunden zur Sitzung in Brunos Atelier.

Doch nie ließ sich Francesca sehen, immer wußte sie es, daß sie einzuweichen, daß sie behindert war und ihn nicht sehen konnte, bis endlich eines Tages der Konsul fragte: „Ja, Sie sind mir, lieber Meister, weshalb sieht man denn Ihre Frau nicht mehr? Das erweckt ja beinahe den Anschein, als ob Ihr Zuviel vor allen profanen Augen verschlossen wäre.“

Und da erst fiel es Bruno auf, daß seit seiner Frau sich nicht hatte; lächelnd erwiderte er: „Durchaus nicht, Herr Konsul, gerade Gegenteil ist es! Meine Freude an meiner Frau ist, wenn auch andere Leute sie bewundern!“

„Ja, aber weshalb sieht man die Gnädigste denn nicht?“
„Das ist vielleicht nur Zufall, Herr Konsul. — Wir können wir ja leicht Abhilfe schaffen.“

Er läutete dem Diener.

„Bitte, rufen Sie meine Frau hierher.“

„Die gnädige Frau ist vor einer halben Stunde ausgegangen, lautete des Dieners Antwort.“

Konsul Vertram lächelte mit feinem Spötteln.

„Es scheint, daß ich ein Pechvogel bin.“

Bruno war ein wenig verstimmt. Er bat: „Tausendmal entschuldigung, Herr Konsul! Vielleicht trinken Sie noch ein wenig Wein mit mir. Bis dahin dürfte meine Frau wohl zuhause sein.“

„Danke verbindlichst, lieber Freund, aber es geht jetzt nicht, ich muß die Pflicht, also auf morgen dann.“

Eine Stunde später kam Francesca heim.

Bruno war noch immer leicht verstimmt.

Der Konsul fragte nach dir, er wollte dir, Guten Tag! Scheinbar heiter und harmlos erwiderte sie: „Oh, das ist ein leichtes, ich hatte gerade eine eilige Besorgung zu machen.“

Er sah sie leicht erstaunt an, denn er merkte, daß sie einen heiteren Ton eine Unruhe verbarg.

Sage mir ehrlich, Francesca, was hast du gegen den Konsul? Jetzt errötete sie leicht. „Was soll ich denn gegen ihn haben?“

„Du läßt dich doch nie sehen, wenn er hier ist — er hat mich das aufgefallen.“

„Ich habe dir doch gesagt, daß er mir nicht sehr sympathisch ist.“

„Aber das darf man doch nicht so auffällig zur Schau stellen, das ist ja beinahe schon unhöflich.“

Blutübergossen stand sie da. Dann sagte sie leicht: „Verzeihe, das war nicht meine Absicht.“ Sie wandte sich ab.

Doch er hielt sie zurück.

Und liebevoll bat er nun: „Schatz, mach kein so betrunkenes Gesicht! Das ertrag ich nicht! Ich weiß, daß du es nicht meinst, und ich weiß ja auch, daß es dir schwer wird, den Trubel hineinzufinden — aber bitte, bring mir doch ein wenig und bezwinde deine Mißstimmung! Gerade an der Welt dieses Konsuls liegt mir doch so viel, denn er kann mir auch sehr nützlich sein! Und gib dir nur mal ernstlich Mühe, zu lernen; du wirst dann sehen, daß er ein Cavalier ist.“

sie an sich und küßte ihr die Tränen fort. allein war, starrte sie mit sinnenden Augen hinaus über die blaue Septemberluft, und es kam eine stille Trauer über ihre Seele.

Am andern Morgen ging Bruno zeitig mit dem Koffer zum Brunenwald, und absichtlich kam er etwas später heim. Er mußte Francesca den Konsul empfangen, als er zur Tür kam. Strahlend vor Freude ging er ihr entgegen.

„Nur dem Zufall danke ich es, meine Gnädigste, Sie wieder begrüßen zu dürfen.“

„Freundlichem Gruß reichte sie ihm die Hand. „Sie müssen um Entschuldigung bitten, Herr Konsul.“

„Schnell rief er: „Ja, ja, ich kam mir schon denken! Immer die Gesellschaftscheu. Ist das noch immer nicht überwunden?“ „Das ist ja gar nicht so schlimm — mein Mann hat damals wenig übertrieben“, erwiderte sie lächelnd. Sie setzten sich hinüber. Ganz beglückt war er.

„Aber dennoch machen Sie sich so rar! Während Sie doch auf keinem Fest fehlen sollten!“

„Er fragte sie: „So. Und weshalb sollte ich nicht fehlen?“ „Allein mit Ihnen die Königin fehlt!“

„Sie nickte spöttelnd. „Vielleicht mache ich mich gerade deshalb

so ernsthaft: „In der Tat, Gnädigste, ist das der Grund?“

„Sie wurde ernst: „Ja, er ist es. Ich gehe solchen Schmeicheleien aus dem Wege.“

„Aber das sind keine Schmeicheleien, meine gnädige Frau!“

„Doch, Herr Konsul, es sind Höflichkeiten und Phrasen, die — wenn es eben sein muß — ein- und zweimal anhört; müssen aber werden sie mir leicht zum Überdruß.“

„Er starrte vor Entsetzen sah Konsul Bertram Francesca an. In seinem reinen, festen Blick sah er, daß sie im Ernst gesprochen

hatte. Das aber begriff er nicht, denn er hielt es kaum für möglich, daß eine Frau in unserer Zeit sich ihrer Schönheit und ihrer Macht

so innerherzlich nicht bewußt sein sollte. Und doch war es so!

„Er dachte sich, wie er sich fühlte er es jetzt. Jede andere schöne Frau hielt es für selbstverständlich, daß alle Männer ihr huldigten, — dieser

war es peinlich, — sie war so einfach, schlicht und natürlich, frei war von jeder Eigenucht und von jeder Koketterie.

„Wunder starrte er sie an, — denn noch nie hatte er in seinem Leben eine solche Frau kennen gelernt. Wie eine erhabene Gestalt sah er sie jetzt dastehen, und voll Bewunderung

erregte sie immerfort anblicken. In ihrem Blick und sein Schweigen machte sie verlegen.

„Er sagte er: „Und dennoch, meine Gnädigste, muß ich Ihnen etwas sagen. Man spielt Ihnen keine Komödie vor. Die Pulchritudinen sind wahr und ernst.“

„Er errötete ein wenig, dann erklärte sie bestimmt: „Somit werde ich mich immer zurückziehen.“

„Er sagte, meine Gnädigste, warum denn?“

„Er sagte, es ist mir mit der Würde einer verheirateten Frau nicht möglich, sich von allen Männern huldigen zu lassen.“

„Aber Gnädigste, dann dürften Sie doch überhaupt kaum etwas mitmachen.“

„Er sagte, bin auch am liebsten zu Hause.“

„Er sagte, sie an und lächelte ein wenig ironisch. „Sie glauben das nicht?“ fragte sie.

„Er versicherte er: „Oh, gewiß glaube ich es. Und das kann ich Ihnen so jungen Ehe doch auch gar nicht anders sein, Gnädigste!“

„Er blickte sie ihn an. Sein Ton ärgerte sie. „Er fuhr fort: „Leider dauert so eine schöne Zeit nicht lange.“

„Er stand sie schweigend vor ihm und hielt seinen Blick fest aus. Dann sprach sie: „Ich weiß nicht, Herr Konsul, was das meinen.“

„Er immer lächelnd antwortete er: „Ich meinte, daß in der schnelllebigen Zeit selbst heilige Gefühle auch erkalten.“

„Er sagte, erbebte leise, doch sie verbar es und schwieg. „Er sagte, gerade bei einem Künstler, der das doppelte Quantum

absorbiert wie ein gewöhnlicher Sterblicher, gerade bei einem Künstler pflegen solche Zeiten häuslicher Idylle nicht von langer Dauer zu sein. Man hat ja Beispiele genug.“

„Er sagte, ernst und höflich sagte sie: „Herr Konsul, an Ihren Erfahrungen zu zweifeln habe ich keinen Grund, dennoch

erregte ich Ihnen zur Beruhigung sagen, daß Ihre Befürchtung nicht zu schwarz ist.“

„Er sagte, meine Gnädigste, ich versichere —!“ rief er schnell. „Er sagte, gewiß, Herr Konsul, es war ein Scherz, ich verstehe Sie vollkommen“, ergänzte sie.

„Er sagte, gebe Ihnen die heiligste Versicherung, meine gnädigste, daß ich nur als Ihr bester und als Ihr wahrster Freund

zu Ihnen habe, und wenn jemals eine Zeit kommen sollte, in der

Sie ratlos sind und das Wort eines ehrlichen Mannes Ihnen von Nutzen sein kann, so bitte ich, daß Sie sich alsdann meiner erinnern. Weiter wollte ich nichts sagen, das können Sie mir glauben.“

„Dankend neigte sie den Kopf. — Da griff er nach seinem Hut.

„Doch sie rief: „Aber Sie wollen doch nicht schon wieder gehen? Was soll denn mein Mann denken? Er würde mich schelten, daß ich es nicht verstanden habe, Sie so lange festzuhalten, bis er zurückkommt! Übrigens muß er ja auch jeden Augenblick hier sein!“

„Lächelnd legte er den Hut hin und blieb. Dann sprachen sie von Alltäglichkeiten.“

„Und fünf Minuten später kam Bruno. Er spielte den Trostlosen und entschuldigte sich der Verspätung wegen vielfach.“

„Lachend rief der Konsul: „Aber wir haben Sie gar nicht vermisst. Ihr Frauchen hat mich prächtig unterhalten. Sie hätten ruhig noch länger fortbleiben können.“

„Dann empfahl sich die junge Frau. Und die Sitzung begann. Als Francesca allein war und über alles nachdachte, was

der Konsul gesagt hatte, wurde sie rot vor Scham, und sie begriff nicht, daß es hier Männer gab, die, ohne zu erröten, einer Frau derartiges sagen konnten. Nie würde sie es übers Herz bringen, ihrem Manne zu erzählen, was dieser Konsul gewagt

hatte, ihr heute mit dreißt lächelnder Miene zu sagen.

Noch an demselben Tage kam eine Dame zu Bruno ins Atelier. Sie sah sehr elegant und schick aus. Auf der Karte stand: Frau Doktor Selberg.

„Womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?“ fragte Bruno und betrachtete wohlgefällig den vornehmen Gast.

„Mit einem graziösen Lächeln antwortete sie: „Ich möchte mich malen lassen.“

„Er dankte mit einer Verbeugung. „Herr Konsul Bertram hat mich an Sie empfohlen. — Aber

eigentlich war das gar nicht nötig, denn ich kenne Ihren Namen und die meisten Ihrer Bilder schon lange. Und als ich jüngst die „Sehnsucht“ in der Ausstellung sah, stand es schon bei mir

fest, daß ich mich bei Ihnen malen lasse.“

„Wieder neigte er dankend den Kopf. „Einen Augenblick lang sahen sie sich stumm und fragend an.

„Dann sprach sie interessiert weiter: „Wissen Sie auch, daß ich für Sie schwärme? Ja, in der Tat! Ihre Bilder haben es mir angetan! Vor allem die „Sehnsucht“. Wäre mir der Konsul nicht zuvor gekommen, ich hätte sie sicher gekauft.“

„Er sagte, „Ich bin außerordentlich glücklich, gnädige Frau, daß meine Arbeiten Sie so gefesselt haben“, versicherte er ehrlich erfreut.

„Sie lächelte ein wenig geschmeichelt. „Glauben Sie aber nur ja nicht, daß ich mich hier als Beschützerin der Kunst aufspielen will! Oh, weit entfernt! Es ist ein rein persönliches

Interesse, das mich zu Ihren Bildern führt. Sie haben eine Art, Stimmungen in der Seele zu erregen, wie ich es nie von anderen Bildern gefunden habe! Wenn ich zum Beispiel vor

der „Sehnsucht“ stehe, dann höre ich förmlich eine leise, süße Melodie in mir erklingen.“

„Er nickte ihr zu. Aber er mußte an sich halten, um ernst zu bleiben, denn er fand Schwärmerei dieser Art etwas sehr komisch.

„Das wundert Sie, nicht wahr?“ kokett sah sie ihn dabei an. „Offen gestanden, ja!“ sagte er heiter.

„Er sagte, Jetzt machte sie ein etwas betrübtes Gesicht und sprach in kühlerem Tone: „Und doch ist es so. Aber ich will Ihnen

eine Erklärung dafür geben. Ich stehe so gut wie einsam in der Welt. Seit fünf Jahren bin ich Witwe. Ich könnte mich mit fürstlichem Prunk umgeben, meine Mittel erlauben es mir; aber

ich tue es nicht, denn der Trubel der Gesellschaft widert mich an. Und deshalb flüchte ich zu der Kunst, um dort Trost zu suchen.

„Da haben Sie die Lösung des Rätsels.“

„Er nickte ihr zu, doch nun wußte er beinahe nicht mehr, was er von ihr halten sollte, ob er sie ernst oder komisch nehmen sollte; eins nur merkte er immer deutlicher: sie war schön, freilich auf ihre Art schön, und aus den Augen, die jetzt so wehmütig dreinschauten, konnte im nächsten Augenblick ein toller Kobold lachen.

„Nun, was denken Sie jetzt von mir?“ rief sie mit fast übermütigem Temperament.

„Jedenfalls sind Sie keine Alltagsnatur“, erwiderte er galant.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familientag.

Skizze von Ilse-Dore Tanner. (Nachdruck verb.)

Der Geheime Regierungsrat Bernhard Schlinkwitz ließ mehrmals seinen weichen, graumelierten Spitzbart durch die wohlgepflegte Linke gleiten, während seine scharfen, grauen Augen die gesamte Tafelrunde noch einmal wie prüfend über-

flogen, ehe er seine Rede anhub. — Aller Augen hingen an ihm, dem Oberhaupt der Familie, und es war so still, daß man die berühmte Stecknadel hätte zu Boden fallen hören.



Alice Schalel,

die einzige beim österreichischen Kriegspressequartier zugelassene Kriegsberichterstatterin an der Tiroler Front.

„Liebe Verwandte,“ begann er mit wohlklingender Stimme, „mit hoher Freude heiße ich euch heute zum zehntenmal auf dem Familientag der Familie Schlintwiz willkommen, und wie ich mit Genugtuung feststellen kann: es sind alle vollzählig erschienen, die sich der Familie Schlintwiz zurechnen dürfen, und zum erstenmal sehen wir heute auch die Witwe unseres lieben Vetter's Berthold Schlintwiz und ihre Kinder unter uns.“

Hier machte der Geheimrat eine kleine Pause, und seine Augen hefteten sich für einen Augenblick auf die kleine, schwächliche Frauengestalt im altmodischen schwarzen Seidenkleid, die bei seinen Worten heftig errötet war und in tödlicher Verlegenheit o etwas wie eine kleine Verbeugung machte, und gingen dann

weiter zu Grete Schlintwiz, der hübschen, jungen, etwas bleichen Leutnantin, die zwischen Leutnant Bernd und Referendar Walter Schlintwiz saß, und zu Fritz Schlintwiz, dem langen Sekundaner, der ganz am unteren Ende der Tafel seinen Platz gefunden hatte. Der Geheimrat sprach weiter von allen den Vorzügen der Familie Schlintwiz, und von dem Glück, ihr angehören zu dürfen, „und wenn wir auch keine adelige Familie sind,“ sagte er, „so dürfen wir uns wohl rühmen, adelige Gesinnung zu pflegen. Bei uns gilt der Grundsatz: Alle für einen und einer für alle, den wir hauptsächlich auch der jüngeren Generation einprägen wollen, daß er ihr in Fleisch und Blut übergeht; und

daß der Familienrat es als seine vornehmste Aufgabe ein Hort der Witwen und Waisen zu sein, das wißt ihr hier am Tische sitzt“, und er verbreitete sich über dieses Thema, sagte, daß es einer der Zwecke des Familientages sei, wichtige Angelegenheiten, Nöte und Sorgen der Familienmitglieder zu besprechen.

Frau Marie aber, der Witwe Berthold Schlintwiz, ließen unaufhaltsam die Tränen über das vergrämte Gesicht. Hätte sie das geahnt, dieses Familiengefühl, diese Güte und Liebenswürdigkeit! Längst schon hätte sie dann auch ihre Schüchternheit überwunden und wäre zum Familientag hergefahren, die Vorteile hätten die Kosten der Fahrt ausgeglichen. Wie gut, daß sie Grete's wegen nach Berlin ziehen und so schlechterdings auch zum heutigen Familientag hingehen



Französischer Handgranatenwerfer mit Schutzhelm und Gasmaske.

Wieviel Sorgen, wieviel Kummer und schlaflose Nächte wären ihr erspart geblieben, wenn sie sich nur schon unter den Schutz dieses Familientages gestellt hätte.



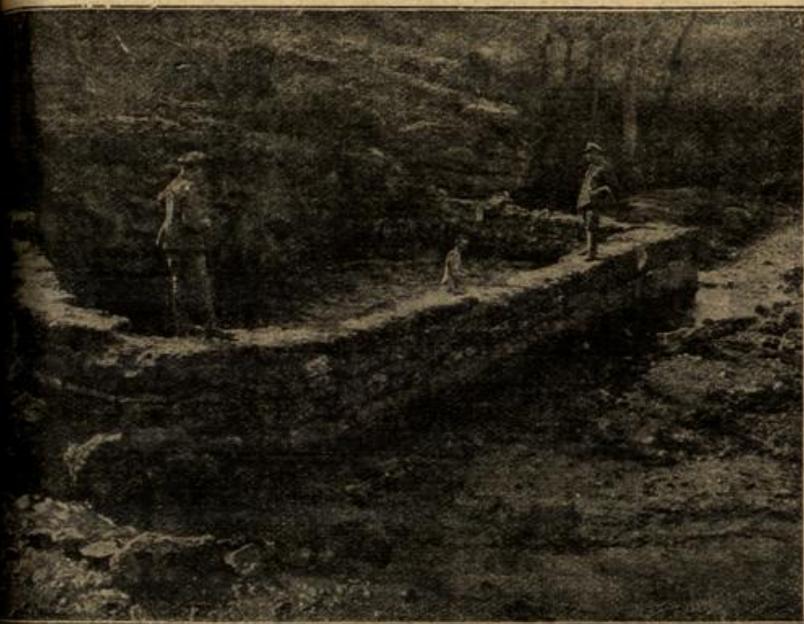
Flußübergang in der Champagne. Hofphot. Karl Eberth, Kassel.

Abiturium gefallen, was seit Menschengedenken nicht vorgekommen, und dann hatte er nicht einmal werden oder als Volontär auf Onkel Gustav's Landgut

Abiturium gefallen, was seit Menschengedenken nicht vorgekommen, und dann hatte er nicht einmal werden oder als Volontär auf Onkel Gustav's Landgut

ere Feld
sondern
neben
schweiße
Schreib
den
heirate
als er
nichts,
Die
in der
dem g
men, an
wagte a
wueleng
war.
So m
um sie
nicht
wirklich
Oberha
at Bern
so et
neben
eine m
fled
unserm
Frau A
mal
werden.
ja, so
rote r

abe
ft in
wa
Fam
er Jo



...ere Feldgrauen beim Baden in einer heißen Schwefelquelle Mazedoniens.

sondern er hatte Schreiberdienste auf einer Redaktion
nebenbei überspannte, törichte Gedichte gemacht, die
weise gedruckt wurden. Aber merkwürdigerweise schien
Schreiben — er schrieb auch Prosafachen — etwas ein-
dem niemals hatte er die Verwandtschaft angepumpt.
heiratete er ein Mädchen ohne Familie, eine Telepho-
auch noch niemals bei den Schlinkwizens vorgekommen
als er nach fünfzehnjähriger Ehe starb, hinterließ er den
nichts, weder Vermögen noch Titel und Verbindungen.

Und seine Witwe
und seine beiden Kin-
der waren nun heute
zum erstenmal der
Einladung zum Fa-
milientag gefolgt.

Nach Tisch, als man
sich in die Nebenräu-
me des eleganten
Hotels verteilte, die
Jugend ein Tänz-
chen wagte, und die
älteren Herrn rauch-
ten, saß Frau Marie
verlassen in einer
Ecke. Sie war etwas

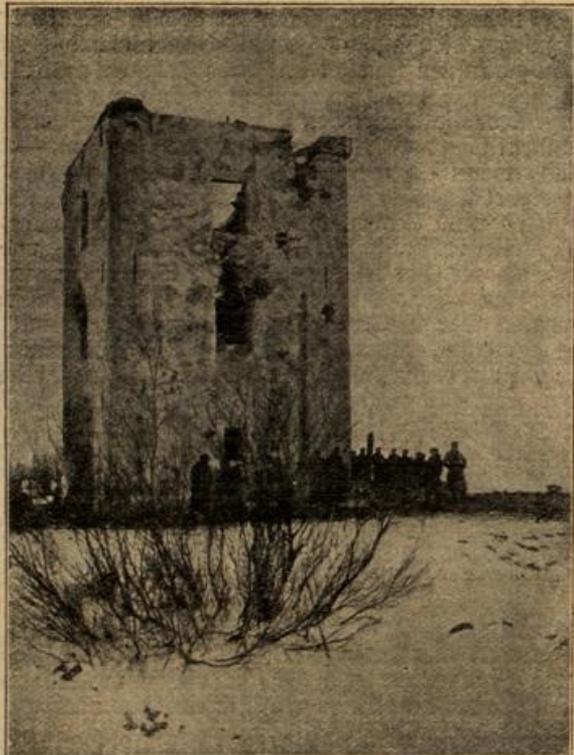
Da fuhr sie
schüchtern,
beinahe stot-
ternd fort,
während ihr
Herz ängst-
lich klopfte:

„Sie wer-
den es mir
nicht übel-
nehmen, lie-
ber Vetter,
wenn ich jetzt
gleich die Ge-
legenheit ergreife, um Ihnen eine Bitte vorzutragen. Ich —
Grete ist ja nun angestellt und versorgt, aber bei ihrer Ausbildung
ist fast alles draufgegangen, was mein guter Mann mir hinter-
lassen hat, und Fritz ist noch Schüler — da dachte ich, weil ich jetzt
nämlich meine Schwester bei mir habe, die den Haushalt besorgt,
ich — ich wollte irgend etwas ergreifen, eine Stelle annehmen.“

Wieder sah sie ihn wie um Ermütigung bittend an, aber er
schwieg noch immer, und so fuhr sie noch leiser und schüchterner fort:
„Ich habe gehört, daß Sie so viele Verbindungen, einen großen
Bekanntkreis haben — ich bin ganz fremd hier — ohne Emp-
fehlungen nimmt einen niemand — ob Sie mir nicht vielleicht

ja nicht, wie schwer es für eine Witwe, so ganz
allein zu stehen, niemand zu haben, an den sie
sich um Rat wenden kann.“

Sie sah den Geheimrat wie fragend an, aber
er schwieg und ließ nur seinen schöngepflegten
Spitzbart durch die mit einem großen Solitär
geschmückte rechte Hand gleiten.



Unsere Stellungen an der nördlichsten Spitze Skurlands:
Der von den Russen zusammengeschossene Leuchtturm am Eingang
in den Nigaischen Meerbusen. — Dörsphot. Kühlewindt.

gehe
aslo
id
W
Ge
un
me
r
sch
ma
ter
un
Sch
un
ten
m
m
treu
me
woll
auch
kom
ge,
stü
wie
lich
ich
ja
Ver
mit
wis
war
So
um
nicht
thol
wis
so
ein
st
Er
mal
cht
un
guit



Die Zauberbrille

... in der Luft und im Wasser. (Mit Text)

dem guten Essen und den schwe-
men, an die sie nicht gewöhnt war,
wagte auch nicht, eine der impo-
welengeschmückten Rusinen anzu-
war.
So mußte sie warten, ob sich
um sie kümmern würde.

wirklich, es dauerte nicht lange, so
Oberhaupt der Schlinkwize, der
Bernhard, durch den Saal und
neben sie.

Freue mich, Sie heute zum ersten-
unserm Familientag begrüßen zu
Frau Kusine,“ sagte er freundlich,
daß Sie ihm nun immer bei-
werden.“

ja, so gerne,“ sagte Frau Marie,
tot vor Freude, „Sie glauben



Zum Zeppelinangriff auf die Stadt London:

Blick auf die Tower-Brücke und einen Teil der Londoner Docks.

zu einer Stellung als Hausdame in einem Sanatorium oder einer Fremdenpension oder dergleichen verhelfen können?"

Der Geheimrat lächelte mitleidig; er ließ noch einige Augenblicke der Spannung verstreichen, ehe er mit seiner melodischen weichen Stimme in bedauerndem Tonfall sagte:

„Liebe, verehrte Kusine, ich glaube, Sie sind noch sehr weltfremd, haben immer abseits vom Kampfe des Lebens gestanden — ich — ein Mann in meiner Stellung, kann nur jemand empfehlen, über dessen Fähigkeiten er absolut orientiert ist, für den er sozusagen die Hand ins Feuer legen kann. Und — ohne selbstredend den geringsten Zweifel an Ihren Talenten ausdrücken zu wollen, ich sehe Sie heute zum ersten Male, Frau Kusine. Kann ich da irgendwelche Garantien übernehmen? Nicht wahr, nein? Das müssen Sie doch selbst zugeben. Aber trotzdem — trotzdem natürlich, wenn ich von irgendeiner Sache höre, die mir besonders geeignet für Sie erscheint, so will ich selbstverständlich mein möglichstes tun. Sie entschuldigen, liebe Frau Kusine, mein Amt als Festleiter ruft mich fort. Auf Wiedersehen“ — und noch liebenswürdig mit der Hand zurückwinkend, ging er von dannen.

Frau Marie blieb mit dem Gefühl einer tiefen Beschämung zurück. Der Vetter hatte ja vollständig recht mit allem, was er gesagt hatte. Aber ihre Kinder sollten doch einen Nutzen haben von dem Schlinkwitzschen Familiensinn, von dem Familientag, der nur alle zwei Jahre stattfand, ihretwegen durfte sie nicht feige, nicht schüchtern sein.

Und als der joviale Onkel Gustav, der so dröhnend lachen konnte, zu ihr herantrat, nahm sie ihr Herz in beide Hände.

„Nette Kinder haben Sie, Frau Nichte, sind beide dem guten Berthold wie aus dem Gesicht geschnitten. Aber das Töchterchen ist ein bißchen blaß, wie 'ne rechte kleine Großstadtspflanze — hohoho“ — lachte er.

„Ja, nicht wahr?“ sagte Frau Marie lebhaft. „Wir haben bis vor einem Jahr in der kleinen Stadt gelebt, da sah sie ganz anders aus. Die Berliner Luft bekommt ihr nicht, sie ist bleichsüchtig. Der Arzt meinte auch, sie brauche frische Luft und viel Milch.“

„Da hat der Mann recht, ist auch das allerbeste“, lachte Onkel Gustav vergnügt.

Frau Marie wurde rot und kämpfte einen Augenblick mit sich, dann sagte sie kühn: „Zu einer Reise für Grete habe ich leider nicht die Mittel, und da wollte ich Sie bitten, Onkel Gustav — Sie sollen ein so großes Haus haben und so gastfreundlich sein — ob Grete Sie in den großen Ferien nicht besuchen könnte. Sie ist so bescheiden und würde sich auch gern nützlich machen.“

Onkel Gustavs gutmütiges, rotes Gesicht wurde noch röter, er sah fast ängstlich zu seiner Frau hinüber, die, lang und dürr, und unfreundlich aussehend, neben der Geheimrätin saß, und dann auf seine beiden runden, rotbädigen, wenig anmutigen Töchter, die gerade neben der großen, hübschen Grete Schlinkwitz standen, gänzlich unbeachtet von dem Leutnant Bernd, der eifrig mit der neuen Kusine sprach. Und er dachte an all die Ermahnungen, die seine Ehehälft ihm zu ungezählten Malen in betreff des Heranziehens anderer junger Mädchen gegeben.

Er lachte verlegen. „Ja — Frau Nichte, das ist nu so 'ne Sache. Die Leut' denken immer, so'n Gutshaus, das kann sich dehnen wie Gummi — das hat aber auch man bloß seine Grenzen, und wir haben für den ganzen Sommer das Haus voll bis unters Dach. Also nichts für ungut, Frau Nichte, vielleicht, daß es doch 'n andermal geht“ — und er machte schleunigst, daß er weiterkam.

Und während Frau Marie bedrückt und enttäuscht dasah, kam ihr Sohn Friß, setzte sich dicht neben sie und schob seinen Arm in den ihren. Sein hübsches Jungengesicht sah zornig aus, und mit unterdrückter Stimme flüsterte er: „Weißt du, Mutter, ich pfeife auf den ganzen Familientag und auf sämtliche Verwandten. Gesinnungsproben sind es, weiter nichts, und wenn man sie bei ihrer Gesinnung packt und ihren Familiensinn festnageln will, dann treiben sie. Ich hab' ganz höflich und bescheiden den Onkel Wilhelm, der doch auch im Familienrat ist, gefragt, ob er mich nicht in sein Geschäft als Lehrling aufnehmen möchte. Und was gibt er mir zur Antwort? Er stelle keine Verwandten ein, das gäbe bloß Ärger. Netter Onkel, das! Na, überhaupt — Mutter, wir wollen nach Hause gehen.“

Und das taten sie dann auch, und auf den Familientag hat Frau Marie fortan verzichtet.

Das Bild seiner Mutter. (Nachdruck vert.)

Skizze aus dem Kriege von August Graf (Würzburg).

Die Kompagnie hatte wieder einmal Ersatz bekommen. Dreißig Mann. Lauter stämmige, kräftige Leute vom oberbayerischen Land, rechte Gebirgsgestalten. Die meisten waren schon ein- oder gar zweimal im Feld gewesen und wußten genug Bescheid, wie hier außen der Wind pfiß.

Nur einer war unter den dreißig, der ein bißel anders war. Erhard Brannenberger hieß er und war hinten bei dem Haus. War ein blutjunges Bürscherl, den man bei seinen Jahren für sechzehn hätte halten können.

„Schade um den Erhard“, meinte manchmal einer der Kameraden, wenn sie den frischen, rotbädigen Jungen mit dem immer niedergeschlagen und traurig still für sich sahen um den, wenn ihn die Kugel treffen tät.“

Ja, es war schade um den Erhard Brannenberger! Mir's mehr wie einmal vor, daß er besser zum Pfarrherrn rauhen Kriegssoldaten gepaßt hätte. Mit seinem weichen Gemüt taugte er schlecht in die urwüchsigte Gesellschaft der Kameraden.

Die Militärkommission kann aber halt nicht nach dem Willen fragen und muß einen nehmen, wenn er stramm und zumal im Krieg.

Dem Jungen hatte es wohl wie vielen, vielen anderen an der Wiege gefungen, daß er einmal noch einen langen Krieg mitmachen müßte. Nach dem frühen Tod seines Vaters, des reichen Hofbauern, war er als das einzige Kind, von der Mutterhand behütet, aufgewachsen. Just wie ein Blümlein. Jahr um Jahr ging hin und der Erhard wurde da kam der schreckliche Krieg und mit allen Vuben sein mußte auch er zu den Waffen fort.

Die alten Kerle hatten oft ihren Spott mit Erhard. Sie dachten's nicht einmal böse, wenn sie ihn hänselten. „Mach Milchgsicht!“ oder ihm zum Spaß einen kleinen Puff in den Nacken gaben, wie's manchmal so zugeht. Aber der Brannenberger nicht so derb und kurz wie sie, sondern eben weich wie ein Stück süßes Holz. Und wenn ihm von einem also gesagt kam es ihm gleich feucht und schimmernd in die Augen.

Wenn er nicht gerade im Graben Posten stehen mußte, so er sich gewöhnlich ein wenig zur Seite für sich allein. Er in irgendeinem Winkel, legte den Kopf in die Hände und träumte in den Himmel und den Wolken nach, die über ihm zogen. Denn Erhard Brannenberger hatte noch keine Liebe auch nicht bei den lustigsten Epässen und Stanzeln im Sommer. Traurig schauten seine großen blauen Augen die Welt. Es lag etwas in diesen Augen. Ich glaub' ich hab' die Sehnsucht, Sehnsucht nach der Heimat.

Manch einer hatte ihn schon einsam sitzend getroffen vor sich hin sann und ein abgegriffenes Bilderl betrachtete, aber bei jedem nahenden Schritt erschrocken in der Tasche.

Da lachten ihn die andern aus und neckten ihn: „Hast am End gar einen Schatz?“ Sie hätten gerne wissen was für ein Bild der Junge mit sich trug, denn sie wußten Erhard hätte wirklich einen Schatz. Dies sprach sich in der Kompagnie herum und er wurde noch mehr zum Besten wie zuvor. Da weinte er wieder und wurde noch stiller.

Einmal brachte es jedoch ein ganz Verliebener seinen Erhard sein kostbares Bild zu entladen. Er zeigte es den Kameraden. Es war eine einfache Photographie seiner Mutter. Und sie ihn nimmer aus.

Die Monate vergingen. Der Brannenberger war ein Jahr bei der Kompagnie und jeder hatte ihn gern. Ein paar Kameraden sollte er jetzt auf vierzehn Tage in den Feld fahren. Wie es ihm der Kompagnieführer mitteilte, ließ er zum erstenmal. Er war glücklich. Vierzehn Tage.

Am selben Tag, wie Erhard dies Glück erfahren, kamen die Engländer ein, uns in den Schützengräben mit Wurfgeschossen und Gewehrgranaten zu bedenken. Das socht uns aber nichts an. Mit Ausnahme der an gedeckten Orten unter Beobachtungsposten setzten wir uns in die bombensicheren Stände und hatten unseren Spaß daran, wenn es draußen krachte. Wir waren sicher.

Der Unteroffizier Hättel zählte im Unterstand die Leute der Gruppe. Donnerwetter! Nur sieben waren da! Wo die andern achte? Einer fehlte — Erhard Brannenberger. Der war gerade nicht auf Posten! Trieb der sich wieder irgendwohin.

Oben im Graben schlug eine Mine ein. Ein gelbes Licht zitterte gedämpft an die Ohren der im Unterstand Versteckten.

„Himmel, das war doch nicht...“, schrie bleich der Unteroffizier, und schon war er, ohne Rücksicht auf die Gefahr, in einem Winkel des Grabens fanden sie Erhard Brannenberger. Die Mine war in seiner nächsten Nähe eingeschlagen. Er hatte den Armen schrecklich zugerichtet. Tot zogen sie den Körper zwischen Erde und Holztrümmern hervor. Die Leiche hielt noch einen Fetzen Papier. Es war ein begonnenes Briefchen.

„Liebes, gutes Mutterl! Bald komme ich heim zu dir...“ hatte ihn der Tod getroffen.

Neben dem Toten gewahrte der Unteroffizier eine kleine, verstaubte Photographie. Er legte sie zu ihm ins Grab.

Sommergefahren und ihre Bekämpfung.

Von A. W. J. Kahlé. (Nachdruck verboten.)

Sommer führt die Menschen auf Reisen in mannigfaltigster Zusammenfassung; dieses Aufeinanderangewiesensein bei den Begegnungen in den Bädern oder Luftkurorten bietet Gelegenheit, die geselligen Talente im Verkehr mit Menschen zu üben. Welch buntes Bild bietet während dieser Saison die Brunnen- und Strandpromenade der Badeorte; wie entfaltet sich ein den winterlichen geselligen Vereinigungen gegenüberstehendes reges Leben und Treiben. Das gesellige Zusammensein an der gemeinschaftlichen Tafel findet in den eleganten Kaffeehäusern eine beliebte Fortsetzung, wo sich ein lebhaftes Leben abspielt. Der Abend bereitet den Sommergästen, die den Wunsch und das Verlangen haben, mit anderen zusammen zu sein, die beste Gelegenheit. So bringt der Sommer viele gesellige Freuden.

Dennoch bietet der Sommer eine Reihe von Gefahren, die durch Umsicht vermieden und bekämpft werden müssen. Die Sommerzeit verringert die Eklust, die Nahrungsaufnahme geht zurück, die Verdauungsvorgänge im Magen sind nicht so leicht, wie im Herbst und kalten Jahreszeit. Die vorübergehende Appetitlosigkeit, die durch Störungen des Allgemeinlebens, ein kurzes, ein- bis zweitägiges Fieber haben sogar einen physiologischen Charakter, weil der Magen sich von dem Sommer vollständig reinigen kann. Die Sommerzeit führt jedoch die Verdauungsstörungen zur Unterernährung und zu allen unangenehmen Folgen. Der Sommerarzt obliegt mithin die Aufgabe, die Verdauung hochzuhalten und die Freude am Essen zu erhalten. Die richtige Lösung dieser Aufgabe besteht in zwei Hauptgrundsätzen: Man soll weniger und gebe leichtere Speisen. Die Sommerzeit soll eine mehr vegetarische Diät vorherrschen. Man soll

vorzugsweise geben jungen Blattgemüsen, Kohlsorten, Salaten, Stängel-, Wurzel- und Knollengewächsen. In Butter gebackene Speisen sind sehr nahrhafte und leicht verdauliche Zusatzstoffe zu den Salaten und Gemüsen braucht das obligate Fett nicht zu fehlen; jedoch soll die sommerliche Küche einen sparsamen Gebrauch machen. Die schön eingelegten Speisen verderben leicht in den Hundstagen den Magen und verursachen viele sommerliche Magen- und Darmstörungen. Der Genuß von geräucherten Würsten, Wildgästen, Speck etc. treten oft in heißen Tagen schwere, nicht selten tödliche Vergiftungen auf. Auch die Vorliebe für rohes und ungewaschenes Fleisch sollte im Sommer aufs äußerste eingeschränkt werden. Dagegen bieten köstliche Früchte, ledere Mehlspeisen, Biscuits mit Obstsoßen, Milch, Eier hohen Nährwert. Die merkwürdige Sommerkrankheit ist an vielen Orten der Welt verbreitet, die sich wegen ihrer eigenartigen Natur von Jahr zu Jahr eines größeren Besuches erfreuen. Selbst den Gesündesten befällt plötzlich hohes Fieber, Schüttelfrost, Kopf- und Gliederschmerzen und einer sehr hohen Temperatur des ganzen Körpers. Das Gesicht schwillt an und rötet sich, die Augen werden weiß, der Appetit verliert sich, oft bleibt noch längere Zeit eine große Müdigkeit zurück, aber meistens ist die Krankheit nach einiger Zeit behoben und der Patient wieder gesund. Im Volke wird diese Krankheit „Hundsstrantheit“ genannt, weil sie die Bekämpfung so sehr „auf den Hund“ bringt und man sie als etwas Unheimliches mit in den Kauf nimmt. Neuerdings ist von dieser Krankheit festgestellt worden, daß diese „Hundsstrantheit“ eine kleine, nur etwa 2 Millimeter lange Würde — *Phlebotomus papatasi* — hervorgerufen wird. Diese Papatacis halten sich in allen Orten auf, mit Vorliebe sitzen sie an der Dede des Menschen und stechen nur des Nachts. Da sie durch Licht in großen Mengen herbeigelockt werden, darf man in den verseuchten Gegenden keinem Fenster kein Licht brennen. Wegen der Kleinheit kann man sich durch Müdenschleier nicht schützen. Wer diese Krankheit einmal gehabt hat, wird nur in seltenen Fällen wieder von ihm heimgesucht. Die Ursache des Heuschnupfens, auch Heu-*Asthma* oder Sommerasthma genannt, ist sehr häufig der Reiz bezeichnet worden,

den der Blütenstaub verschiedener Gräserarten auf die Schleimhäute ausübt. Ärztlich ist jetzt darauf hingewiesen worden, daß der Heuschnupfen rein nervösen Ursprungs ist. Als schlagendster Beweis ist angeführt worden, daß diese Krankheit auch zu Zeiten auftritt, wo überhaupt keine Grasart in Blüte steht. Es handelt sich vielmehr um eine Störung gewisser Nervenzentren, die die Schleimabsonderung beherrschen. Die Behandlung muß sich darauf richten, die Reizbarkeit der Schleimhäute herabzumindern und die normale Funktion der in Frage stehenden Nervengruppen der Nasenschleimhaut wieder herzustellen.

Die Infektionskrankheit Ruhr (Dysenterie) ist eine lebensgefährliche Sommerkrankheit, bei der unbedingt der Arzt einschreiten muß. Sie ist in ihrer akuten Form leicht erkennbar. Die Opfer erkranken plötzlich mit heftigen Kolikschmerzen und Durchfällen. Diese Krankheit, die schon im Altertum bekannt war, wird von vielen Ärzten mit *Speccacuanha*, Glaubersalz und Bittersalz bekämpft.

Der gewöhnliche Darmkatarrh tritt zur Sommerzeit häufig auf und ist auf Verletzung von Nahrungsmitteln, die den Darm reizen, zurückzuführen. Leichte Magenkatarrhe sind durch Beschränkung der Nahrung auf Hafer-, Gersten- oder Reisfleisch, Tee, etwas natürliches Mineralwasser, Rotwein rasch zu mildern, resp. zu beseitigen. Kinder leiden in den Hundstagen oft an Vergiftungen, die durch Pflanzen, wie Tollkirsche, Bilzentrant, Herbstzeitlose, blauer Sturmbhut, Schierling, hervorgerufen werden. Die Erscheinungen bestehen u. a. in Krämpfen, Pulsbeschleunigung, Kopfschmerzen, Erbrechen und sehr reichlichen Darmentleerungen. Durch Tannin- (Gerbsäure)-Ausfällungen wird das Übel ärztlich behandelt. Kinder müssen daran gewöhnt werden, keine Blumen usw. in den Mund zu nehmen. Wenn sie Blumen gepflückt, muß man darauf halten, daß ihre Hände mit Seife und Bürste gesäubert werden. Dies sollte vor jeder Mahlzeit geschehen.

Vergiftungen durch Schlangen-, Spinnen- und Insektenbisse sind leider nicht selten. Bei Schlangenbissen muß das verletzte Glied oberhalb der Bißwunde nicht zu stark abgebunden und hoch gelagert werden, wenn möglich, brenne man die Wunde sofort aus. Gegen Wespen-, Bienen- und Hornissenstiche hat sich das sofortige Betupfen der Stichstelle mit Salmiakgeist bewährt.

Eine gesunde Lebensweise läßt sich durch Gefahren solcher Art nicht beeinflussen. Die Schutzwaffe, die uns die Natur selbst in die Hand gegeben hat, besteht darin, mit scharfem Auge das plötzlich eingetretene Übel zu erkennen und mit Scharfsinn und Kaltblütigkeit auf schnellste Abhilfe zu dringen. Dann wird man auch mit Ruhe und Freude sich den Abwechslungen hingeben, die eine Erholungsreise mit sich bringt und darin hauptsächlich besteht, sich eine Zeitlang von allen Geschäften loszureißen und die gewöhnliche Umwelt mit einer neuen Szenerie zu vertauschen. So wird der Zweck erreicht: Speisung des in immer gleichem Geiste sich bewegenden Denkens mit frischen Eindrücken und Bereicherung des Wissens und der Vorstellungswelt.

Ich sehne mich . . .

Ich sehne mich nach dem rauschenden Wald,
Nach hedenumfaßten, blühenden Gassen.
Ach, nur nicht ewig auf grauem Asphalt
Die zitternde Seele verschmachten lassen!
Ich liebe der Großstadt gewaltigen Ton,
Ich fühle ihr Leben wie rhythmisches Brausen,
Und dennoch erdrückt mich ihr furchtbarer Hohn,
Ihr Glend, ihr Haß, die Nacht und das Grausen.
Was einmal erstorben in steinernen Meer,
Das bringen uns tausend Feste nicht wieder.
Der Alltag pumpt das Innere leer,
Und Leidenschaft quälte die zudenken Glieder.
Ich sehne mich hin nach dem Tempel voll Licht,
Nach sprühender Saat und reifenden Garben,
Bevor mir die sehrende Seele zerbricht,
Oh alle die leuchtenden Sonnen mir starben.
Ach, nur nicht ewig auf grauem Asphalt
Die zitternde Seele verschmachten lassen.
Hinaus in den rauschenden, sturmstarken Wald!
Ihr hedenumfaßten, blühenden Gassen
Umfangt mich bald!

Carl Salm.

Bezierbild.



Wo ist der Einsiedler?

Unsere Bilder

Das Sehen unter Wasser. Jeder Schwimmer und Taucher weiß, daß die Gegenstände, die er unter Wasser mit unbewehrtem Auge erblickt, nur sehr undeutlich und in sehr verichwommenen Konturen zu erkennen sind. Auf einem mit großen schwarzen Buchstaben bedruckten Papier sieht man zum Beispiel unter Wasser nichts von den Buchstaben, man erkennt nur das Papier als weißen, rundlichen Fleck. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in der gewölbten Gestalt der Augenhornhaut, die das Wasser veranlaßt, sich in Form einer Zerstreuungslinse vor das Auge zu legen. Für die Beobachtung von Tauchern, die in klarem Wasser arbeiten, verwendet man ein Träger-Taucher-Scatrohr. Das Gerät wirkt genau wie der Lichtabfang einer photographischen Kamera: Das Rohr hält nämlich das Seitenlicht ab, das platte Glas am unteren Rohrende glättet die Wasseroberfläche und hebt damit Lichtbrechungen auf. Taucher-Scatrohre werden auch von den Perl- und Schwammfischern im Stillen Ozean und im karibischen Meer benutzt zum Auffinden von Schwammfiedelungen und Korallenbänken. In klaren Gewässern ist eine Beobachtung bis zu 100 Meter Tiefe möglich. In unseren heimischen Meeren geht die Beobachtung selten über 20 Meter hinaus; sie ist aber auch dann noch eigenartig genug. Vorstehend zeigen wir eine Träger-Taucher-Brille zum Sehen in der Luft und in dem Wasser; um unter Wasser so deutlich zu sehen, wie in reiner Luft, ist es notwendig, die divergierenden Sehstrahlen wieder zusammenzufassen. Durch geeignete Linsen ist unsere Brille nicht nur zum Sehen unter Wasser geeignet, sondern sie wurde auch zum Rauchschutz ausgebildet. Das Brillengehäuse ist mit gleichen Ventilen versehen, die für die Benutzung von Träger-Taucher-Brillen geöffnet werden. Die Folge ist die, daß die Räume vor den Augen voll Wasser laufen. Beim Tauchen in stark salzigem Wasser füllt man Süßwasser hinein. Die Gummipolster dieser Brille schließen relativ dicht ab, daher kann dieselbe auch bei geschlossenen Ventilen für das Eindringen in unatembare Gase als Rauchschutzbrille benutzt werden. Stets, wo es auf ein gutes Sehen ankommt, will man nicht wie bisher auf das Gefühl allein angewiesen sein; auch wird durch die in unserer vorstehenden Abbildung gezeigte Brille sehr viel Zeit gewonnen.



Vorbereitung.
 Tourist: „Ach, diese herrliche Aussicht, einfach großartig!“
 Birkin: „Ja, das Panorama ist freilich schön, da war vorige Woche a berühmter Professor da, der hat g'sagt: „Das kann via nur richtig würdigen, wenn ma dazu a schön's Brathendel gessen und so a vier oder fünf Bierlein Roten trunten hat!““

Allerlei

Lucian Buonaparte lebte nach seiner Entfernung aus der Nähe Napoleons, der zu seiner Verhaftung insgeheim Anstalten getroffen hatte, auf englischem Grund und Boden sehr eingezogen und sparsam, obgleich er bekanntlich sehr reich war. Eines Tages fragte man ihn: „Warum er im Besitze so vieler Güter so spärlich lebe?“ — „Ich weiß nicht,“ war die Antwort des geistreichen Mannes, „ob ich nicht in kurzer Zeit eine Familie von Kaisern, Königen und Fürsten zu ernähren haben werde.“

Der „Augenzeuge“. In den Blättern des feindlichen Auslandes spukt noch immer der „Augenzeuge“, der angeblich alles mit eigenen Augen gesehen hat. Diese Persönlichkeit war ein beliebtes Mittel vergangener Zeiten, um die öffentliche Meinung zu beruhigen. Auch Friedrich der Große, als Kind seiner Zeit, machte davon Gebrauch. Er ließ während der schlesischen Kriege an die Zeitungen Briefe „von einem fremden Orte“ schicken, die angebliche Berichte und Schilderungen enthielten. Die Zeitungen wurden angewiesen, „sich gegen niemand in der Welt etwas merken zu lassen, daß solche Artikel mit Fleiß inspiriert worden“. Die heutigen deutschen Zeitungen können Gott sei Dank auf diese Berichte verzichten. **It.**

Eine Hand wäscht die andere. Zu Cornelius Vanderbilt kam eines Tages die Witwe eines seiner früheren Mitspekulanten und erzählte ihm, ihr Mann sei vor einigen Jahren gestorben und habe sie gänzlich mittellos hinterlassen. Um nur ihr Leben zu fristen und ihren Sohn auf einem Erziehungsanstalt zu unterhalten, habe sie in reichen Familien Näh- und Schneiderstellen angenommen. Auf diese Weise sei sie auch am Tage vorher im Hause eines Minenspekulanten beschäftigt gewesen und habe dabei mitangehört, wie die Aussichten einer neuen Minengründung besprochen wurden. Von ihrem Gatten her einigermaßen eingeweiht in Aktien- sowohl wie in bergwerkstechnischen Ausdrücken, hatte die unbeachtet lauschende Näherin aus diesem Gespräche so viel herausgehört, daß es überaus ratsam sei, die von der neuen Gründung auszugebenden Aktien anzulassen. Sie brachte dem großen Geldmann ein Paar Diamantohrringe, die sie als letztes Geschenk ihres Mannes zu hoch gehalten hatte, um sich auch in der größten Dürftigkeit von ihnen zu trennen, und bat ihn, sie zu verlaufen und den Erlös auf ihre Rechnung in den fraglichen Aktien anzulegen. Nun traf es sich, daß Vanderbilt selber bereits ein Auge auf diese Aktien

geworfen hatte. Bis dahin war er aber ganz im unklaren über den ober Unwert gewesen, so daß er sich noch nicht zur Beteiligung schließen konnte. Daß er so unter der Hand die Ansicht eines Börsemannes über diese Papiere kennen lernte, war gerade künft, die ihm nötig war. Er gab also der Frau ihre terneren zurück und sagte ihr: „Behalten Sie dies Andenken. Ich werde Erinnerung an Ihren Gatten, meinen alten Geschäftsfreund, ein für Sie anlegen, die Sie mir wiedergeben können, wenn Sie Unternehmen profitieren.“ — Darauf kaufte er sowohl auf eigene Rechnung wie auf Rechnung der armen Witwe eine gehörige Menge verprechenden neuen Aktien ein, ten, was man sich von ihnen ver über alles erwarten, daß der der Näherin nahezu eine Million Wieviel Cornelius Vanderbilt bei einheimste, darüber schweigt die

Gemeinnütziges

Wer sich Baumwachs selbst will, schmilzt ein Kilo Weißpech, bis flüssig ist. Zwei Eßlöffel voll Rübol und 150 Gramm nicht dem 90proz. Spiritus werden dazu unter Rühren hinzugegeben. Die Mischung wird alsdann in gut verschlossenen Gefäßen aufbewahrt.

Wiederholte Rettichaussaaten ständige Ernten junger zarter Knollen halbausgewachsenem Zustande sind am wohlschmeckendsten. Daher sind Folgeausaaten in Abständen von Tagen für Nachwuchs gesorgt werden.

Bohnen sind in der Blüte gegen Schädlinge empfindlich. In regnerischen Sommer Befruchtung der Blüten nur mangelhafte lange sie naß sind. Es ist deshalb genühend große Entfernung der Reihen und Pflanzen voneinander damit Luft und Sonne sie bald

Um Vögelleien von Hest zu schmiert man sie, nachdem sie heiß wurden, mit Paraffin ein und reißt einem Wollappen tüchtig ab.

Stedzwiebeln werden am besten Mai bis Anfang Juni ausgesät. Regen im zweiten Jahr sollte man beln bis zu Hahnenfußgröße nehmen. sach verbreitete Ansicht, daß Stedzwiebeln um so besser

feien, je größer sie wären, hat sich als irrtümlich erwiesen. Von den großen Stedzwiebeln schießen zu viel in Sämen.

Um sich auf leichte Weise zu erwärmen, hat man mit geschlossenem Munde lange, tiefe Atemzüge zu tun und diese so oft zu wiederholen, bis der Körper vollständig erwärmt ist. Durch die Tiefatmung wird der Kreislauf des Blutes hinsichtlich seiner Schnelligkeit gesteigert und dem Blute frischer Sauerstoff zugeführt.

Große Fische wie Hechte, Lachse oder dergl. beim Kochen zerfallen zu schiefen, widelt man sie in ein Mulltuch oder in eine

Logogriph.

It es mit a ganz eng und klein,
 So rat' ich, geh' mit g hinein.
 Fritj Guggenberger.

Scharade.

Mein Erbes ist veränderlich,
 Und würde dann das Zweite.
 Zum Instrumente werde ich,
 Wenn du vereint hast beide.
 Johannes Fald.

Schachlösungen:

Nr. 152. 1) S8—16 etc.
 Nr. 153. 1) L5—d7 etc.

Richtige Lösungen:

Nr. 140. Von Rich. u. Grete Fröhlich in Bürgstadt. — Nr. 143. Von P. Kotschenreuther in Gerolstein. F. Schäfer in Essen a. R. — Nr. 148. Von D. Rogler in Wsch (Böhmen). D. Straßer in Charlottenburg.

Problem Nr. 154.

Von D. Dehler, Schweiz, Schach.



Matt in 2 Zügen.

Ausslösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Bilderrätsels: Keiner kann mit einem Löffel zwei Suppen essen.
 Des Rätsels: Eis—Zie.
 Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Meißner, gedruckt und
 gegeben von Greiner & Stauffer in Stuttgart.